

Die jiddische Sprache

Autor(en): **Guggenheim, Florence**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **15 (1959)**

Heft 1

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420557>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lischen: *in the North of England* und *(to the) north of England*, und im Französischen *au sud de Paris* und *dans le sud de Paris*. Aber *au sud de Paris* wurde oberflächlich falsch mit „im Süden von Paris“ übersetzt. (Fortsetzung folgt)

Die jiddische Sprache

Noch vor einigen Jahrzehnten war es eine philologische Streitfrage, ob man Jiddisch, die Umgangssprache der jüdischen Volksmassen Osteuropas und Amerikas, als eine eigene Sprache oder als einen Sonderdialekt des Deutschen bezeichnen solle. Seither hat die Ansicht an Boden gewonnen, daß es sich um eine auf der Grundlage des Mittelhochdeutschen entstandene Mischsprache handelt, die sich unter bestimmten soziologischen und kulturellen Bedingungen so eigenständig entwickelt hat, daß man sie als eine besondere Sprache ansehen darf. Wie ist diese Sprachentwicklung vor sich gegangen? Eine Reihe namhafter Gelehrter hat sich in den letzten 70 Jahren der Erforschung des Jiddischen gewidmet, angefangen bei A. Landau, L. Sainéan, J. Gerzon, M. Mises bis zu Salomon A. Bierbaum und Max Weinreich. An der Neuyorker Columbia University besteht seit 1952 ein Lehrstuhl für jiddische Sprache, Literatur und Kultur, dessen Dozent Uriel Weinreich als Festgabe zum 200jährigen Bestehen der Universität einen stattlichen Sammelband herausgegeben hat: „The Field of Yiddish“ (Studies in Yiddish Language, Folklore und Literature, New York). Unter den Beiträgen von 16 Sprachforschern und Volkskundlern aus Amerika, England, Holland, Israel und der Schweiz nehmen die sprachwissenschaftlichen Arbeiten mehr als die Hälfte des Raumes ein. — Neuyork ist auch zur zweiten Heimat des Jiddischen Wissenschaftlichen Institutes (Yiddish Scientific Institute) geworden, das vor dem Kriege in Wilna seinen Sitz hatte, wo schon damals Max Weinreich wissenschaftlicher Leiter war. Weinreich arbeitet seit vielen Jahren an einer umfassenden Geschichte der jiddischen Sprache. Eine Vorarbeit dazu ist unter dem Titel „Prehistory and Early History of Yiddish: Facts and Conceptual Framework“ in dem Columbia-Jubiläumsbande erschienen. — Salomon Bierbaum, der heute Professor für orientalische und afrikanische Studien an der Londoner

Universität ist, verdanken wir — außer zahlreichen Einzelpublikationen — die grundlegenden Darstellungen des Jiddischen im Jüdischen Lexikon (1929) und in der Encyclopaedia Judaica (1932).

„Die Entwicklung des Jiddischen wurzelt in der kulturschöpferischen Kraft der jüdischen Religion“ (Bierbaum). Welcher Sprache sich auch die Juden in den Ländern ihrer Zerstreuung bedienten — Griechisch, Persisch, Lateinisch, Arabisch, Spanisch, Französisch, Italienisch, Deutsch —, immer drückten sie ihr im vertrauten Umgang den Stempel ihrer religiös-kulturellen Eigenart auf. Dies geschah in erster Linie durch Aufnahme einer größeren Zahl von hebräisch-aramäischen Ausdrücken in die Alltagssprache, vorwiegend aus der Sphäre des Kultus, des abstrakten Denkens und des Gefühlslebens. blieb doch das Hebräisch der Bibel die „Heilige Sprache“, in welcher jede Generation sich die religiösen und kulturellen Traditionen wieder neu erwarb. Es gab (und gibt sie zum Teil heute noch) jüdische Dialekte des Griechischen, des Persischen, des Arabischen, des Spanischen, die alle eine Anzahl aus dem Hebräischen stammender Wörter enthalten.

Das selbe trifft zu für die Sprache der deutschen Juden im Mittelalter, wofür uns sogar die Zürcher Rats- und Gerichtsbücher aus den Jahren 1380—1435 anschauliches Beweismaterial liefern: Bei der Protokollierung von Streitigkeiten, die vor dem Zürcher Gericht entschieden wurden, gibt der Gerichtsschreiber einige hebräische Ausdrücke wieder, die als schwere Schimpfworte gebraucht worden waren. So heißt es (B VI 192, Fol. 316), der eine Jude habe den andern ein „hesier“ genannt, „dz spricht als viel als ob er ein swin sölt sin“. Und eine Frau sagt von einem Mann, „er wer ein böser paritz dz ist in tütsch ein böswicht“ (B VI 193, Fol. 87). Auf deutsch und auf „abrahemsch“ (B VI 193, Fol. 87) oder „abreich“ (ib. Fol. 253), wie die Schreiber berichten, beschimpften die Juden einander. Sie bedienten sich also in ihrer Umgangssprache vieler hebräischer Wörter, und zwar nicht nur für Begriffe des Kultus, sondern mehr für Alltägliches, Allzumenschliches. Mit andern Worten, die Zürcher Juden jener Zeit sprachen unter sich ein Idiom, das im Hinblick auf die spätere Entwicklung wohl als eine Vorstufe des Jiddischen bezeichnet werden kann. Dabei ist aber festzuhalten, daß die Juden im deutschen Sprachgebiet die deutsche Sprache damals sehr gut beherrschten. Sie nahmen auch

lebhaften Anteil an der deutschen Kultur, wie die Minnelieder eines Süßkind von Trimberg oder die Aufzeichnungen von deutschen Volksepen (Gudrunlied) in hebräischer Schrift beweisen.

Für die schriftliche Wiedergabe auch der fremden Sprachen, wie Deutsch und Französisch, benützten die Juden fast durchweg ihre eigene Schrift, die hebräische, die auch der einfache Jude lesen konnte. Dagegen war ihm, wie dem Großteil seiner christlichen Mitbürger, die lateinische oder gotische Schrift fremd. So kommt es, daß wir als Kuriosum in den Zürcher Gerichtsakten aus dem Jahre 1385 auch ein Dokument in hebräischer Kursivschrift vorfinden. Es ist der Urfehdebrief des Zürcher Juden Jedidja, Sohn des Hiskia, im Wortlaut vollkommen deutsch und nach der selben Vorlage aufgesetzt wie die deutsch geschriebenen Urfehdebriefe von Christen jener Zeit, aber in hebräischen Buchstaben niedergeschrieben und von dem Juden und seinen vier Zeugen mit hebräischer Unterschrift bekräftigt. Auch aus dem Stadtarchiv von Frankfurt am Main kennen wir einen solchen Urfehdebrief von 1392, und zwar gibt es dort nicht nur einen hebräischen Text, sondern auch eine deutsche Niederschrift mit den hebräischen Unterschriften; ein ähnlicher Brief von 1435 existiert in Breslau.

Auf deutschen Boden waren Juden zur Zeit der Karolinger von Frankreich, teilweise auch von Italien her gekommen. Ihre ersten Siedlungen, die sich zum Teil bis auf die Römerzeit zurückführen lassen, bestanden im Moselbecken (Trier) und am linken Ufer des Mittelrheins (Speyer, Worms, Mainz, Köln). Ihre mitgebrachten romanischen Dialekte, in der jüdischen Literatur „Loës“ genannt, gaben sie mit der Zeit zugunsten der herrschenden deutschen Sprache auf. Sie behielten aber noch manche romanische Ausdrücke in ihrer Umgangssprache bei, die sich bis auf den heutigen Tag, wenn auch in sprachlicher Umformung, erhalten haben, so zum Beispiel „bizel“ (italienisch pulcella, französisch pucelle, Magd), „braje“ (französisch prier, bitten), „bentsche“ (lateinisch benedicere, segnen), „ore“ (lateinisch orare, beten).

Für die Bildung des Altjiddischen haben wir also Elemente aus dreierlei Sprachen: Deutsch, Hebräisch-Aramäisch und romanische Dialekte. Da das Deutsche die eigentliche Grundlage bildete und sich bis ins 15. Jahrhundert kaum von den Mundarten jener Zeit

unterschieden, sondern im Gegenteil auch deren Entwicklung vom Mittel- zum Frühneuhochdeutschen mitgemacht hat, so muß man wohl das Altjiddische noch als einen deutschen, mit Fremdwörtern vermischten Dialekt bezeichnen. Dabei ist aber zu beachten, daß diese Fremdwörter einen festen Bestandteil der Sprache bilden, indem sie gleich wie deutsche Wörter dekliniert, konjugiert und zusammengesetzt wurden (zum Beispiel „verchilefe“, vertauschen, vom hebräischen Substantiv „chiluf“, Tausch, als Verb mit der deutschen Vorsilbe versehen und wie ein deutsches Verb konjugiert, so „ich habe verchilefd“). Traten solche Fremdwörter in der Sprache der Juden gehäuft auf, so mochte diese wohl den Nichtjuden wie Hebräisch vorkommen.

Durch die häufigen Binnenwanderungen der deutschen Juden gleichen sich auch ihre lokalen deutschen Dialekte mehr und mehr untereinander aus. So bestand zur Zeit des Mitteljiddischen, 1450 bis 1650, bereits ein verhältnismäßig einheitliches sprachliches Gebilde unter den deutschen Juden, in welchem Merkmale oberdeutscher und mitteldeutscher Dialekte eine enge Verbindung eingegangen waren.

Wegen der Verfolgungen zur Zeit des „Schwarzen Todes“ fand im 14. Jahrhundert eine Massenauswanderung der deutschen Juden nach Osteuropa statt, vor allem in das polnische Jagellonenreich und in angrenzende Gebiete. Dort, in einer slawisch sprechenden Umgebung, hielten nun die ehemals deutschen Juden mit außerordentlicher Zähigkeit an ihrer mitgebrachten Umgangssprache fest. Diese entwickelte sich hier, abgetrennt vom deutschen Boden, unabhängig weiter, sowohl in lautlicher und flexivischer Beziehung als auch lexikalisch, durch Aufnahme slawischer Wörter in das Sprachgut. So trennte sich in der mitteljiddischen Periode das östliche Jiddisch ab von der Sprache der in Deutschland verbliebenen Juden und spaltete sich im Verlaufe des 17. Jahrhunderts noch weiter auf in einen nördlichen (litauischen) und einen südlichen (polnischen) Dialekt. Noch vor 1700 hatte es gesamthaft die Entwicklungsstufe erreicht, die man allgemein als Jiddisch oder Neujiddisch bezeichnet. Die jiddische Sprachforschung nennt es genauer Ostjiddisch, im Gegensatz zu den heute als Westjiddisch zusammengefaßten Dialekten der deutschen, elsässischen, schweizerischen, holländischen und anderer Juden, die bis vor kurzem noch „Jüdisch-Deutsch“ oder „Judendeutsch“ genannt wurden.

Während das Jiddische in Osteuropa die Umgangssprache der jüdischen Massen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein blieb, als solche eine reiche eigene Literatur hervorbrachte und so Träger einer blühenden Volkskultur wurde, ist das westliche Jiddische im Verlauf der bürgerlichen Befreiung der Juden und ihrer Assimilation an die Umgebung bis auf ganz wenige Reste ausgestorben. Es erregte einiges Aufsehen in der jüdischen Fachwelt, als durch meine Publikation „Die Sprache der Schweizer Juden von Endingen und Lengnau“ (Zürich 1950) bekannt wurde, daß sich in der Abgeschiedenheit der aargauischen Judendörfer das alte „Jiddisch-Deutsch“ erhalten hat. Auch nichtjüdische Sprachwissenschaftler zeigten sich an der Aufnahme und Aktivierung des Surbtaler Judendialektes als an einer in der Schweiz gesprochenen Mundart interessiert. Unter finanzieller Hilfe des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes hat das Phonogrammarchiv der Universität Zürich (Leitung Prof. E. Dieth und Dr. R. Brunner) eine Sprechplatte davon aufgenommen. Auch der Schweizerische Sprachatlas (Leitung: Prof. Dr. Hotzenköcherle) hat diese Mundart berücksichtigt. Wertvoll ist das heute noch von einigen wenigen älteren Leuten gesprochene Idiom vor allem als lebendiges Anschauungsmaterial für die Erschließung des alten Westjiddischen, von welchem sich das Ostjiddische, die eigentliche jiddische Sprache, ja erst abgezweigt hat. Das Jiddische mit seinen vielen Archaismen aus frühneuhochdeutscher Zeit ist auch für die Germanistik von Interesse. Neuestens hat die deutsche Philologie ihren Anspruch darauf angemeldet als „Neben- oder Nahsprache des Deutschen“ in dem Abschnitt „Jiddisch“, den Franz J. Beranek zu dem Stammerschen Handbuch „Deutsche Philologie im Aufriß“ beigesteuert hat.

Mit der Massenwanderung der osteuropäischen Juden nach Nordamerika seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist die jiddische Sprache auch dort heimisch geworden. Der Großteil der amerikanischen Juden spricht heute noch Jiddisch; jiddische Zeitungen, Schulen, Theater und andere Kulturstätten erhalten das Erbe der Väter lebendig. Die Sprache hat bereits ein neues, fünftes Element in sich aufgenommen: Zahlreiche englische Wörter sind aus dem Alltagsleben eingedrungen und werden wohl die Sprache mit der Zeit wiederum umgestalten. Auch in den südamerikanischen Staaten gibt es seit dem Zweiten Weltkrieg eine größere Jiddisch sprechende Bevölkerung. Ob das dortige Jiddisch

seinerseits spanisches oder portugiesisches Sprachgut in sich aufnehmen wird, bleibt ungewiß; angesichts der betont nationalistischen Einstellung dieser Staaten ist wohl eher mit einem allmählichen Verschwinden des dortigen Jiddisch zu rechnen.

Von den nach Palästina ausgewanderten mitteleuropäischen Juden sprach ein sehr großer Teil Jiddisch als Muttersprache. Eine Zeitlang gab es so etwas wie einen Sprachenkampf zwischen dem zur offiziellen Sprache erklärten Hebräisch und dem mit Gefühlswerten durchtränkten „mameloschen“ (d. h. Muttersprache). Daß im heutigen Israel die hebräische Landessprache für ihre Stellung nichts mehr zu befürchten hat, davon zeugt die kürzliche Errichtung eines Lehrstuhles für Jiddisch an der Hebräischen Universität Jerusalem.

Mit ihrer fast tausendjährigen Entwicklungsgeschichte stellt die jiddische Sprache ein außergewöhnliches sprachsoziologisches Phänomen dar, das auch der Sprachpsychologie und der vergleichenden Sprachwissenschaft manch interessantes Problem stellen wird und das vielleicht auch bei der Lösung sprachgeschichtlicher Fragen förderlich sein könnte.

Florence Guggenheim, NZZ

Ein neuer Vorschlag in der Rechtschreibfrage

Dr. W. Heyd

Vorbemerkung der Schriftleitung. Im Jahre 1956 haben das Deutsche Bundesministerium und die Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder einen „Arbeitskreis für Rechtschreibregelung“ einberufen, der ihnen wissenschaftliche Grundlagen für eine Rechtschreibeerneuerung ausarbeiten sollte. Am 15. Oktober 1958 ist dieser Arbeitskreis nach dreijähriger Tätigkeit in Wiesbaden zur Schlußsitzung zusammengetreten und hat seine „Wiesbadener Empfehlungen“ an die Regierung weitergeleitet. Dr. W. Heyd, Stuttgart, Geschäftsleiter der „Arbeitsgemeinschaft neue Rechtschreibung“, hat uns eine Kurzfassung der dreißig Seiten umfassenden Empfehlungen und einige Bemerkungen dazu zur Verfügung gestellt.

am

Die wiesbadener empfehlungen

I.

Der arbeitskreis für rechtschreibregelung empfiehlt zur reform unserer rechtschreibung folgende änderungen gegenüber der zur-